

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Badische Landes-Zeitung. 1870-1918 1899**

79 (5.4.1899) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 78



Nr. 78.

Karlsruhe, Mittwoch, den 5. April

1899

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist untersagt.

**Zuchhei, am Rhein!**

11

Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.

(Nachdruck verboten.)

„A — a — ach?“ macht sie enttäuscht, und ihr Redefluß stockt einen Augenblick.

Doch bevor Sigrid ein anderes Thema anschlagen kann, ist Mimis Mundwerk schon wieder im Gange.

„Ich wäre auch schon einmal auf dem Meer gefahren; aber mein Vater ist Kommerzienrat und hat es nicht erlaubt. Er sagt, wenn man, wie ich, das einzige Kind ist, darf man sich nicht in Gefahr begeben, und —“

„Aber Mimi!“ wehrt Sigrid vorwurfsvoll ab.

„Laß mich doch!“ ruft Mimi, eigenfönnig wie ein kleines Kind mit den Schultern zuckend, um sich sofort wieder zu dem Kapitän zu wenden. „Ihr Schiff heißt „Brunnhilde“?“

Ein hilfloser Blick aus den Augen des Kapitäns fliegt zu Sigrid hinüber. Doch diese zieht sich soeben mit einem leisen Seufzer in den Erker zurück. Sie kennt Mimi und weiß, daß nichts imstande ist, ihre Fragezeit zu besänftigen.

Resigniert lehnt sich Mimi in den Fauteuil zurück.

„Ja,“ beantwortet er Mimis letzte Frage in abweisendem Tone.

„Erinnern Sie sich meiner Tante, die vor ein paar Jahren einmal mit der „Brunnhilde“ gefahren ist?“

„Nein.“

„A — a — ach? Nicht? . . . Haben Sie schon einmal die Seefrankheit gehabt?“

„Nein.“

„Ich auch nicht.“ Dann, als vom Erker her leises Lachen ertönt und sie merkt, daß sie etwas Dummes gefragt hat, verbessert sie sich schnell: „Natürlich nicht, die kriegt man ja bloß auf dem Meer. . . Sind Sie schon mal gestrandet?“

Ein Seufzer entringt sich der breiten Brust des Kapitäns. Schon überlegt er, wie er diesen Frageteufel los werden und in jenen Erker, der ihm gleich einer rettenden Insel auf stürmischen Wogen winkt, flüchten könne. Doch seine Gutmütigkeit trägt noch einmal den Sieg davon.

„Gestrandet? Nein,“ erwidert er, in dem Bemühen, seiner Stimme etwas Sanftes zu geben.

Doch Mimi merkt nicht das Gezwungene in Ton und Haltung des armen gequälten Kapitäns. Sie hört nur die weiche Modulation seiner Stimme, sieht nur das freundliche Antlitz mit den gutmütigen, blauen Augen.

„Auch nicht ertrunken?“ fragt sie mit erneutem Eifer.

„Mir scheint — nicht.“

„Bardon — ich meine ins Meer gefallen.“

„Auch nicht.“

„A — a — ach! . . . Sagen Sie, Herr Kapitän, giebt's auf dem Schiff auch Pudding? Das ist nämlich mein Leib-

gericht!“ Und leuchtenden Auges legt sie die Rechte auf die Magengegend.

Fast beginnt diese Einborasföhöhe von Dummheit den Kapitän zu amüsieren. Wäre nur jener Erker nicht und in ihm das stolze, schöne Mädchen, welches schon damals vor zwei Jahren einen ganz eigenen Eindruck auf ihn, den rauhen Seebären, gemacht, ohne daß er sich dessen so recht bewußt geworden.

„Manchmal giebt's auch Pudding auf dem Schiff,“ stößt er, mit einem letzten Versuch, höflich zu sein, zwischen den Zähnen hervor.

„O, das ist schön,“ nickt Mimi befriedigt. Dann riskiert sie wieder, an den Stirnlöchchen zupfend, einen ihrer schmachtenden Blicke. „Sagen Sie, ist es auf dem Meer nicht recht einsam?“

„Allerdings, Seeferkranzchen trifft man dort nicht,“ brummt Mimi. Rasch entschlossen steht er auf und schiebt energisch seinen Fauteuil zurück.

Doch wahrhaftig — auch Mimi verläßt ihren Schaukelstuhl. Alle Wetter! wie ihr entrinnet? Schon macht sie sich zu einem neuen Angriff bereit.

„Es muß doch etwas Interessantes sein, so ein Schiff,“ flötet sie schwärmerisch, sich Mimi wieder nähernd. „Der Unter — die Segel — der große Mastbaum! . . . Sagen Sie, weshalb ist denn eigentlich der Mastbaum da?“

Jetzt ist es mit Mimi's Geduld zu Ende. Das halte der Teufel länger aus! Ein Kampf mit den erregten Elementen ist ja ein Kinderspiel gegen einen solchen Ansturm!

„Der Mastbaum ist deshalb da, damit man danach fragen kann,“ pläzt er heraus.

Eine kurze Verbeugung, ein paar feste Schritte nach dem Erker hin — und der Kapitän hat die rettende Insel erreicht.

„A — a — ach?“ macht Mimi verwundert und stüchtlig verlegen. Vergerlich läßt sie sich wieder in den Schaukelstuhl fallen.

Mechanisch blättern ihre Finger in dem Buche „Die Kunst zu heiraten,“ während ihre Blicke nach dem Erker hinüberschießen, aus welchem soeben Sigrids tiefe Stimme ertönt.

„Sind Sie zum erstenmal an unserm schönen Rhein, Herr Kapitän?“

„Ja,“ erwidert dieser eifrig. „Die „Brunnhilde“ liegt im Dock; an ihrem Kumpf ist etwas kaputt gegangen. Da habe ich vier Wochen Urlaub, die ich dazu benutze, mit meinem Freunde Kofls eine Rheinreise zu machen. Und Sie, mein gnädiges Fräulein?“

Sigrid lächelt.

„O ich? Ich bin hier geboren.“

„Aber Sie sagten doch, Sie seien in New-York gewesen!“

„Ja, mit meiner Mutter, zum Besuch eines Onkels.“

Kleine Pause. . . . Augenscheinlich fühlt der große, starke

Manu sich in der Nähe des schönen Mädchens befanden. Er weiß nicht recht, wie er die Unterhaltung fortspinnen soll.

„Sehen Sie nur, wie herrlich!“ fährt Sigrid lebhaft fort. Sie öffnet das Fenster, und ihr leuchtender Blick umfaßt die ganze Pracht da draußen. „Sehen Sie, wie majestätisch unser Rhein dahinströmt in der blühenden Landschaft! Goldener Duft über den Bergen —

„Wirklich, sehr schön,“ bekräftigt Alsen, neben Sigrid ans Fenster tretend.

„Und die grünen Inselchen dahinten,“ fährt Sigrid weich fort, „und oben die zerfallene Burg — und drüben, mitten im Weinberg, der kleine Friedhof! . . . Und alles in Maienpracht — und darüber der glänzende Himmel! . . . Ist das nicht Poesie?“

Alsen antwortet nicht. Doch ist es Sigrid, als ob sie einen leisen Seufzer neben sich vernimmt. Betroffen tritt sie vom Fenster zurück.

„Gefällt es Ihnen hier nicht, Herr Kapitän?“

„Doch, aber ich bekomme wieder Sehnsucht nach dem Meer.“

„Das begreife ich. Wie oft denke ich an jene herrliche Meerfahrt zurück auf Ihrer „Brunhilde“!“ Sigrid hat sich gesetzt. Mit einer Handbewegung ladet sie Alsen ein, auf dem Puff neben ihr Platz zu nehmen. „Besonders an den letzten Tag auf dem Ozean,“ fährt sie erinnerungsvoll fort, während ihr klarer Blick in die Ferne schweift, als suche sie dort ein langersehntes Glück. „Das Schiff ging ganz ruhig. Eine wunderbare Weite, eine stille, traumhafte Sehnsucht schwebt über dem dunklen Wasser —“

Sie bricht plötzlich ab und spielt nervös mit ihren Fingern.

„Kleine Pause. . .“

„War damals nicht ein kleiner Abschiedsball?“ fragt Alsen, und seine Stimme klingt eigentümlich weich. Lebhaftes Rot färbt Sigrids Wangen bis hinauf zu den dunklen Haarwellen.

„Ja. Und Sie tanzten mit mir.“

„Richtig — einen Walzer: „Die schöne blaue Donau!“

„Ja — an Steuerbord, vorbei an einem Hausen Tau — aber nur einmal herum. Sie sagten, es sei so wie so schon eine Pflichtverletzung Ihrerseits.“

„Und das war es auch. Ich tanze sonst nie an Bord. Aber Sie — Sie tanzten so grazios —“

„— und das Meer lag im Abendrot da wie flüssiges Gold. Kein Schiff zu sehen in der weiten Runde.“

„Ja, ja — ich erinnere mich ganz genau.“

Alsen's Stimme hat etwas Verschleiertes. Träumerisch ruhen seine Augen auf den edlen Zügen des herrlichen Mädchens, auf denen sich der Abglanz jener ihr unvergeßlichen Stunden wieder spiegelt. . .

Doch nur wenige Augenblicke. Dann runzelt er die Brauen, Aergerlich streicht er sich über die Stirn, als wolle er ein Phantom wegwischen.

Auch Sigrid hat sich aus jenem Erinnerungstraumland wieder in die Wirklichkeit gerettet.

„Wissen Sie auch, daß ich damals viel beneidet wurde?“

„Beneidet? Wieso?“

Seine Stimme klingt wieder ruhig.

„Als ich bald darauf in meine Kabine ging, hörte ich im Vorübergehen ein paar Damen mit giftigen Blicken tuscheln: „Das ist die, die der Kapitän ein paarmal herumgeschwenkt hat. Na, was er an der findet! . . . Da standen Sie schon wieder auf der Kommandoobrücke, Herr Kapitän, und guckten aufs Meer hinaus.“

„Na, seid Ihr endlich fertig!“ ruft jetzt Mimi. Geräuschvoll ihr Buch „Die Kunst zu heiraten“ zuklappend, springt sie ärgertlich auf, so daß der Schaukelstuhl bedenklich nach hinten wippt.

Ein Blick aus Sigrids ersten Augen, der um Verzeihung für Mimis Ungezogenheit zu bitten scheint, trifft Alsen. Kaum merklich neigt er den Kopf. Es ist, als ob dieses kurze Zwiesgespräch unsichtbare Fäden um die beiden gesponnen, sodaß sie einander auch ohne Worte verstehen. . .

„Da kommt mein Freund Rolfs zurück,“ sagt er dann ruhig. „Wir wollen Sie nicht länger aufhalten, meine Damen.“

Er reicht Sigrid die Hand, in die sie zögernd die ihre legt.

„Adieu, Herr Kapitän.“

„Adieu, gnädiges Fräulein. Auf Wiedersehen heute abend!“

Ihre Hände lösen sich. O dieses Begegnen! . . . Jetzt, da sie voneinander gegangen, vibriert es in beider Herzen wie lang nachklingende Saiten. . .

IX. Die Nebenbuhler.

Die Freunde sind von ihrem Besuch in „Villa Fatime“ nach dem „Feuchten Eck“ zurückgekehrt.

Alsen hat auf der kurzen Strecke Wegs in Schweigsamkeit mehr denn je geleistet. Die Worte scheinen ihm jetzt förmlich in der Kehle zu rosten. Erträchtlich ist er tief mit seinen Gedanken beschäftigt.

Auch Rolfs verspürt keine Lust zum Reden. Rosenrot schwirrt ihm noch immer Elses Bild vor den Augen, klingt ihm noch immer nachhallend ihre Stimme in den Ohren.

Alsen sucht sofort sein Zimmer auf, um sich des unbehaglichen Gebrochs zu entledigen. Rolfs dagegen setzt sich auf die Terrasse und bestellt eine Flasche „Rauenthaler“. Hinausguckend auf den majestätischen Strom, der sich jetzt in besonders schönen Lichteffekten gefäht, schlürft er ein Glas nach dem andern. Dabei denkt er an alles Mögliche: an heute abend, wie das Fest des großen Viejemann wohl ausfallen wird; an die Obaliste Fatime, wobei er sich vergnügt auf die Schenkel schlägt; an die dumme Mimi mit ihrem Buche „Die Kunst zu heiraten“, welches er auf einem Sessel hat liegen sehen; an Else die noch nicht zurückgekommen, sondern noch ein wenig bei den Freundinnen bleiben wollte.

Plötzlich werden seine Augen größer; er reißt den Hals, um besser sehen zu können.

Dahinten taucht etwas Rosenrotes auf. . . Es kommt näher und näher. . . Und jetzt huscht es in den Garten, die Stufen hinauf und —

„Ah, Herr Rolfs!“ lächeln ihn zwei rote Mädchenlippen an.

Rolfs ist aufgesprungen.

„Da, Sie, mein Fräulein! Ich ahnte, daß Sie bald kommen würden — und deshalb —“

„Bitte, wollen Sie nicht Platz behalten!“

„Nur, wenn Sie mir etwas Gesellschaft leisten.“

„Gern.“

Else legt Sonnenschirm und Handschuhe auf einen Stuhl und setzt sich unbefangen zu Rolfs an den Tisch. (Fortsetzung folgt.)

Bismarck-Erinnerungen.

Von Maximilian Harden.

Zu Nachstehenden geben wir einen Artikel aus der Berliner Zeitschrift „Woche“ wieder, der inhaltlich ein Gegenstück zu den in dem Unterhaltungsblatt der Nr. 77 abgedruckten Bismarck-Erinnerungen Schweningers bildet.

Die Leute wünschen mir noch immer ein langes Leben. Schön und sehr freundlich; wenn sie mir meine Schmerzen abnehmen wollten, wäre ich mit ihrem Wunsch allenfalls einverstanden — aber so! Meine Beschäftigung besteht ja eigentlich nur noch im Waschen, Rasieren, Nägelschneiden an Händen und Füßen und in ähnlichen Dingen. Ich bin ein recht unruhiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft geworden. Auch meine Freunde sind, seitdem ich nicht mehr ins Freie komme, recht bescheidener Natur: ein gutes Glas Wein, der mir aber jetzt allzu oft verboten wird, ab und zu eine Prise. . . Soll man da weiterleben wünschen? Meine gute Frau, der ich nicht den Schmerz bereiten wollte, ihr wegzustehen, ist nicht mehr bei mir; und ich bin vollständig abgesunden und sehne mich nur noch nach Euthanasie. Heutzutage gilt es nicht mehr als anständig und fittlich, einem verbrauchten Leben selbst ein Ende zu machen. In der klassischen Zeit war es anders; wir haben ja alle den Cornelius Nepos gelesen. Jetzt sind wir sentimental geworden. Die Motive würden verkannt, die abenteuerlichsten Gerüchte in Umlauf gesetzt werden. . . Aber, daß ich nicht mehr mitthun möchte, kann mir keiner verdenken. Das politische Geschäft habe ich aufgeben müssen, der Anblick der Entwicklung macht mir keine Freude, und die Landwirtschaft habe ich zu lange im Nebenamt betrieben, als daß sie mich jetzt ganz ausfüllen könnte, selbst wenn ich noch herausdürste. . . Die Leute wissen eben nicht, was es heißt, sich so absterben zu fühlen — und noch dazu unter Schmerzen, deren Nuancen zahllos sind.“

Dieser Worte, die ich vor einigen Jahren aus dem Munde des Fürsten Bismarck hörte — es war in den ersten Apriltagen und er blätterte in einem Stoß von Glückwunschbriefen und Depeschen — muß ich heute gedenken, da ich versuchen will, ein paar Erinnerungen

an Bismarck niederzuschreiben. Er war garnicht sentimental, auch in den Dingen nicht, die ihn am nächsten betrafen, verachtete aus Herzensgrund das hohe Pathos lärmender Prologe und Epiloge und meinte oft scherzend, sein einziger Trost sei, daß er die Reflektologie über sich nicht mehr zu lesen brauche. Wenn ihn, der mit wahren Behagen von seinem Tode sprach, den Ort und die Stelle beschrieb, wo und wie er bestattet sein wolle, und factastisch die Hengstlei schilderte, die man dann sehen werde, die durch solche Aeußerungen bestimmte Frau unterbrach und auf ein anderes Thema zu bringen suchte, sagte er mit dem heitersten Lächeln von der Welt: „Liebes Kind, gestorben muß einmal sein; und daß mit meiner Leiche Anflug getrieben wird, wirst Du auch nicht wünschen.“ Das Andenken dieses Mannes, der zwar in gefähter Philosophenruhe aus dem Leben schied, soll man nicht durch pomphafte Trauerhymnen zu ehren glauben; besser und mehr in seinem Sinne ehrt ihn, wer auch nur den kleinsten Zug seines Wesens klar zu erkennen und aus dem Teil auf das Ganze zu schließen versucht.

Lassen Sie mich von dem aufricht Lebenden sprechen, von der Zeit, da er noch nicht an den Holstuhel gesesselt war, da er noch zu Fuß oder zu Wagen seine Wälder in Pommern und Lauenburg durchstreifte. Das waren für den Begleiter — später verbod Schwemmer lange und lebhaft Gespräche im Freien, weil sie häufig den Gesichtschmerz steigerten — köstliche Stunden. Die beiden großen Leidenschaften, die — schon in den Jugendbriefen merkt man es — immer beherrschend im Mittelpunkt dieses reichen Lebensinhaltes gestanden hatten, berührten einander da wie zwei Zweige desselben Stammes, von dem der eine freichelnd auf den anderen herniederhängt. Die Politik gab das Thema, aus der ringsum sprossenden oder auch winterlich weißen Natur wurden die Vergleiche, die Parallelen und Bilder entlehnt. Wer den Fürsten nicht persönlich kannte, vermag sich kaum vorzustellen, wie stark in ihm die politische Leidenschaft war. Es war nicht selten, daß er den Besucher nach sündlicher Begrüßung sofort mitten in ein politisches Thema führte. Im Schlafzimmer sahen ihn nur die Nächsten, die Frau, die Kinder, Schwemmer und Chrysanther. Aber auch da sprach er gewöhnlich noch von Politik, oft wurden den im Salon zurückgebliebenen prachtvolle Ansprache mitgeteilt, die er gethan hatte, während er sich für die Nachtruhe rüstete, und die — allzu häufigen — schlaflosen Nächte füllte er mit politischen und geschichtsphilosophischen Erwägungen aus. Einmal war lange von den österreichischen Wirren, die ihn sehr beschäftigten, die Rede gewesen. Er konnte nicht einschlafen, und Schwemmer, wie so oft, wachte bei ihm. Plötzlich, der Morgen dämmerte schon, richtete der Fürst sich im Bett auf und sagte: „Ja, ohne die Schlacht am Weißen Berge wäre die Sache ganz anders gekommen.“ Und nun entwickelte er mit der Frische eines Jünglings und der Sachkenntnis eines gelehrten Historikers dem räumend anstehenden Arzte, wie wahrscheinlich alles gekommen wäre, wenn Ferdinand II. am Weißen Berge nicht gesiegt hätte und gab in großen Zügen ein Bild der Gestalt, die dann seit 1620 vielleicht eingetreten wäre. Solche Improvisationen waren bei dem Meister aphoristischer Rede nicht selten. Während der Betruhe erwoch er auch gern die Wirkung wichtiger Schritte, die er thun wollte und mußte; dabei ging er ganz gemächlich vor und verweilte prüfend bei jeder Möglichkeit. „Mache ich es so,“ hieß es beim Entleiden, Messen, Wiegen, dann wird es so; sage ich dies, dann bekomme ich diese Antwort“ u. s. w. Am liebsten aber jann er unter seinen Bäumen den politischen Notwendigkeiten nach. Rächelnd zeigte er da seine „bepefcheneren Plätze“, wo ihn während der Amtszeit die Boten nicht erreichen konnten. Er kannte die Geschichte jedes Stammes, und jeder Strauch konnte ihm zum lehrreichen Beispiel werden. Ich erinnere mich, daß er in Varzin einmal den Wagen halten ließ, mit dem Stock auf eine Schenung wies und sagte: „Sehen Sie, diese Bäume haben genau die gleichen Lebensbedingungen und die gleiche Pflege — und doch: Wie verschieden sind sie an Wuchs, Kraft und Saft! Und da wollen die Sozialisten uns einreden, durch Gleichheit der Lebensbedingungen beim Beginn des Kampfes ums Dasein könnte man unter den Menschen die unendlichen Verschiedenheiten an Tüchtigkeit, Thakraft, ergo auch Erfolg und Besitz beseitigen, die doch eine Folge persönlicher Anlagen sind!“ Daß sich dagegen manches einwenden ließ, weiß ich; ich führe den Satz hier nur an, um zu zeigen, wie dieser größte Plauderer (mais il est plus causeur qu'un Français, hatte schon die Kaiserin Eugenie von dem preußischen Gesandten nach einem Hofdiner gesagt) seine Vergleiche wählte. Selbst wenn er vom Wetter und dessen Einwirkung auf sein Befinden sprach, stellten sich unversehens politische Parallelen ein. „Meine Nerven,“ hörte ich ihn einmal sagen, „sind so empfindlich geworden, daß ich beinahe Falb spielen könnte. Ich spüre den Wechsel vorher. Freilich: mitunter irre ich mich auch. Es kommt eben darauf an, was für ein Wetterministerium da oben am Ruder ist: ein österreichisches, das um jeden Preis fortwurschteln möchte, oder ein Caprivisches, das froh ist, wenn es die Unterwürigkeit des allerhöchsten Herrn hat und sich um die Verantwortlichkeit vor der misera contribuens plebs hier unten keine großen Sorgen macht.“ Seine Nerven waren wirklich empfindsamer, als man bei einem märkischen Reden voraussetzen sollte, der nach Dreijähriges Wort in

der Volkspantomime immer als der Kürassier mit dem gelben Kragen fortleben wird. Er selbst sprach oft von seinem „Nervenbankrott“. Und der kluge Arzt mußte manchmal die wunderbarsten Mittel anwenden, um seinen großen Patienten aus einer nervösen Verblümmung zu scheidung. Ein Beispiel: Der Tod des alten Kaisers hatte ihn furchtbar angegriffen, und er fühlte sich, als er aus dem Schloß heimkehrte, unfähig zu jedem Geschäft. Doch die Zeit drängte. Da griff Schwemmer zu einem Gewaltmittel. Er rannte dem Kammerdiener zu, dem in wehmütiger Gebrochenheit zusammengefallenen Fürsten leise auf den Fuß zu treten. Das half. S. Durchlaucht ärgerte sich über die scheinbare Ungeschicklichkeit, die Wehmut wich — das Gleichgewicht war wieder hergestellt. 5 Minuten später verlangte der Kanzler einen weißen Bogen und schrieb mit fester Hand darauf: „An Seine Majestät den Deutschen Kaiser in San Remo.“ Es war die Depesche, die dem Kaiser Friedrich die offizielle Nachricht vom Tode seines Vaters brachte.

Der Fürst, dessen rechter Arm seit Kullmanns Attentat immer etwas geschwächt war, schrieb nicht viel, und selbst seine Kinder besaßen aus dem letzten Jahrzehnt nicht viele längere Briefe von seiner Hand. Aber es war ein Genuß, ihm zuzusehen, wenn er eine Depesche redigierte. Da gab es, selbst bei gleichgültigen Anlässen, kein Wort zu viel, keins zu wenig, und jede Nuance des Tones wurde sicher und schnell abgelesen.

Oft werde ich gefragt, ob Bismarck wirklich so viel gegessen und getrunken habe. Daß der Riese nicht den Matronenmagen eines kleinen Mädchens haben konnte, ist klar; aber als einen unumwägigen Esser habe ich ihn wenigstens nicht kennen gelernt; er soll es auch nie gewesen sein. Nur häßte er, im erwachenden Uebermut des alten Kniephofers, gern manchmal über die Schranke hinweg, die ihm die Vorschrift des besorgten Arztes gezogen hatte, und die Fürstin konnte sich's, nach Frauenart, nicht leicht versagen, solche Triebe ihres „Ottochens“ zu unterstützen. „Praesente medico“, hieß es dann wohl, „kann ich mir das schon erlauben.“ Und wenn der Arzt nicht anwesend war, lautete die Einleitung: „Schwemmer sieht's ja nicht.“ Das gilt namentlich für die Getränke, Rheinwein, Mosel und den weißgelapfelten Most (Rotwein trank er nicht, obwohl er ausgezeichneten Bordeaux im Keller hatte). Soll man ängstlich vertuschen, daß Bismarck einen guten Tropfen liebt und zu sagen pflegte, wenn seine Freunde ihm durchaus Geschenke machen wollten, dann sollten sie, statt der Vasen, Säulen, Briefbeschwerer u. s. w. lieber guten Mosel- oder Rheinwein wählen, und daß er sich gern die halbe Flasche Sekt zuführte, die nach seiner Ansicht dem Temperament des Deutschen fehlt? Mitunter war's freilich auch mehr als eine halbe Flasche. . . . Es kam auch vor, daß er die Festigkeit des Gesichtesmerzes ein bißchen übertrieb, um sich selbst den Consens zum Champagnergenuß abzuschmeicheln. Dann entstanden Situationen wie diese: Der Fürst hatte es erst mit einem Grog und einer seidenen Mütze versucht. Beides half nicht. Er blieb verstimmt, zieb und drückte die Backen. Endlich sagte er: „Ja, meine Aerzte sind zwar dagegen, aber ich bin ein alter Mann, dem weniger an der Erhaltung seines Lebens, als an einer erträglichen Stunde liegt, und muß doch wieder zu meinem alten Mittel greifen, dem einzigen, das mir hilft. . . . Rinnow, ist da noch eine von den kleinen (viertel-) Champagnerflaschen?“ Rinnow, der gut Gedrillte, mit eiserner Ruhe: „Nein, Durchlaucht, die sind alle.“ Der Fürst nach einer Pause: „Dann bringen Sie eine ganze!“ Und zum Nachbar: „Sie helfen mir doch?“ . . . Er kannte diese kleine, in ihren Aeußerungen stets lebenswürdige Schwäche selbst sehr gut und spottete oft darüber. Einmal aß ich mit S. D. und dem stillen Dr. Chrysanther allein. Der Fürst hatte am Tage vorher des Guten etwas zu viel gethan, war von Schmerzen und Sodbrennen geplagt und sagte, auf das ernste Gesicht des Doktors deutend, zu mir: „Schauen Sie sich mal diesen mittelblonden Medizinnmann an! Der denkt jetzt: Ja, wenn der alte Kerl gestern nicht so viel getrunken hätte, brauchte er heute nicht zu büßen. Er hat nicht Unrecht. Aber was sollte ich machen? Eine fremde Tischdame, die unterhalten sein wollte. . . . Da muß doch der Mäßigste ein bißchen Del auf die Lampe gießen!“ Die anmutige Selbsterpöfiflage des Fürsten konnte leicht zu falschen Folgerungen führen. Bismarck war durchaus nicht ein „Trinker“, ein „Alkoholiker“, wie Feinde und Geschichtsträger verbreitet haben. Ihn war der Wein fast immer nur Mittel zum Zweck; er regte ihn an, brachte ihn über trübe Wallungen hinweg und erleichterte ihm lästige Pflichten der Hausherrnhöflichkeit, denen er sich niemals entzog, so ungläubliche Anforderungen auch oft von Neugierigen an ihn gestellt wurden. . . . Und er konnte, wenn's nötig war, jeden Alkoholgenuß entbehren, trank wochenlang, zu Schwemmers Wohnen, nur Milch und sprach doch, wenn ihn nur jemand richtig „anschnitt“, wie er's nannte, so frisch, lebhaft, witzig und klar, wie an seinen besten parlamentarischen Tagen. Nach einem Mahl, bei dem Geflügelbouillon sein einziges Getränk gewesen war, habe ich von ihm eine Darstellung der Geschichte des Dreibundes gehört, der ein Parterre von Monarchen und Ministern zu wünschen gewesen wäre. Ob er stolz war und seinen Wert kannte? Im geselligen Verkehr behandelte er jeden als gleichen. Daß er aber seine Stellung

zu wahren wußte, lehrt die folgende kleine Geschichte. Die Königin Augusta hatte einmal bestimmt, den Ministerfrauen sollten künftig bei Galadimers andere Plätze angewiesen werden. Der Oberhofmarschall kam, etwas ängstlich, zum Ministerpräsidenten — aus dessen Munde ich die Geschichte hörte — und trug ihm die Sache vor. Bismarck antwortete: „Meine Frau gehört zu mir, dg ist nichts zu machen, und wenn sie nicht bei mir sitzen soll, komme ich einfach nicht mehr zu Hofe. Mir aber können Sie jeden beliebigen Platz anweisen, oben oder unten, das ist mir gleichgültig, denn ich stehe auf dem Standpunkt: wo ich sitze, ist immer oben.“ Giebt es heute, da an der Gruft der Haß und der Hader verstummt ist, noch einen Zweifel darüber, daß dieses stolze Wort berechtigt war?

**Litterarisches.**

\* Im Verlage des Bibliographischen Instituts zu Leipzig und Wien ist soeben als weitere Vervollständigung des beliebten Sammelwertes der Bilder-Atlanten ein Bilder-Atlas zur Zoologie der niederen Tiere mit beschreibendem Text von Professor Dr. William Marshall (Preis in Leinwand gebunden 2.50 M.) erschienen. Wir dürfen wohl als belamt voraussetzen, daß sich die bisher veröffentlichten drei zoologischen Bilder-Atlanten ebenso wie die von Dr. A. Geißler bearbeiteten geographischen, durch ihren Reichtum an ganz vortrefflichen Illustrationen, durch die Klarheit, Uebersichtlichkeit und sachliche Korrektheit des beschreibenden Textes, durch die harmonische Verbindung zwischen Bild und Text, endlich durch die gebiegene Ausstattung überaus vorteilhaft ausgezeichnet haben, und brauchen also nur festzustellen, daß sich der vorliegende „Bilder-Atlas zur Zoologie der niederen Tiere“ seinen Vorgängern würdig anschließt. Er bietet auf 4 Bogen Text und 292 Holzschnitten einen so tiefen und gründlichen Einblick in die Welt dieser zum großen Teil dem Einzelnen niemals lebend zu Gesicht kommenden Tiere, daß das Buch keineswegs bloß in der Schule, sondern vielmehr vor allem auch im Hause bei jung und alt Interesse erwecken muß. Und da unter den niederen, d. h. wirbellosen Tieren bekanntlich nicht nur die Weichtiere, Schnecken, Schwämme, Würmer etc., sondern auch die Schmetterlinge und Käfer zu verstehen sind, wird mancher Sammler hier eine willkommene litterarische Ergänzung zu seinen Sammlungen finden.

**Verchiedenes.**

**Von der Herrenmode.** Das Londoner Herren-Modejournal „Fashion“ diktiert für die kommende Frühjahrs-Saison einige Neuerungen in Bezug auf diverse kleine Einzelheiten der männlichen Toilette. Da wird zuerst das der Mode slavisch ergebene Gigerl eine tief schmerzliche Wahrnehmung machen müssen. Der Stehtragen nämlich, von dem man in der That voraussetzen zu können glaubte, daß er längst seinen Kulminationspunkt erreicht hätte, ist wieder einmal um einen halben Zoll gewachsen. Diese Steher verdienen jetzt schon mit Recht den Namen „Halseisen“, denn die Fashion trägt durchaus nichts zum Komfort bei. Drei Zoll hoch, steif und ohne umgeschlagene Ecken eng anliegend, wird dieses Attribut des Bollhut-Gentleman für manchen, nicht mit einem Schwannenhals ausgestatteten Jüngling zur wahren Tortur werden. Für den Sommer steht wieder eine reichhaltige Auswahl farbtüchtiger Leinen- und Battistvorhemden in Aussicht, doch dürfen dazu nur weiße Kragen und Manschetten getragen werden. Diese strenge Vorschrift gilt jedoch nicht für eine elegante Neuheit in Tennishemden, die aus feiner, mit bunter Wachsseide durchwirkter Leinwand angefertigt sind. Bei diesem etwas losspieligen Toilettenstück, das zu den ehrgeizigsten Wünschen des marian Planeurs gehört, vertreten schmale Revers die Stelle der Manschetten, aber ein weißleimener Umlegebogen umschließt den Hals. Starke en vogue werden bald heliotropfarbene Chemisets sein, doch dürfen diese nicht ganz die mattblaue und rosa Hemdbrust des vergangenen Sommers verdrängen. In der Wahl der hierzu sich eignenden Kravatten muß man außerordentlich vorsichtig sein. Grau in allen Schattierungen und bescheidenen Dessins wird voraussichtlich dominieren und jedenfalls einen vornehmeren Eindruck machen, als das schreiende Rot der vorigen Saison, das man sich ebenso sehr zum Ueberdruß getragen, wie gesehen hat. Der zum eleganten Abendanzug und halben Lackjäh gehörige Strumpf des Salon-Kavaliers erscheint jetzt, ganz gleich, ob in Seide oder Wille-Zwirn, in durchbrochenen Mustern und mit schwarzer Seidenfärberei verziert. Für den gewöhnlichen Gebrauch sind gegenwärtig schwarze Socken mit schmalen vertikalen Streifen in recht bunter Seide sehr modern. Sportstrümpfe kommen wieder in lebhaften Farben und auffallenden Mustern zum Vorschein; der ultramarine Sportsmann aber radelt und spielt Golf und Tennis nur in vornehm dunkler Weinbeleidung, mit der die braune oder hellgelbe Zuchten-Chauffüre effektvoll kontrastiert.

**Ostergewohnheiten in Polen.** Wie bei den Russen, so wird auch bei den Polen Ostern viel feierlicher, als in Deutschland und anderwärts begangen. In den dem Feste vorausgehenden sechs Fastenwochen fasten die Polen und die Polinnen außerordentlich streng. Es giebt sehr viele Personen, die während dieser ganzen Zeit keinen Bissen Fleisch, kein Fett u. s. w. genießen. Auf dem Lande werden sogar in der Fastenzeit von den bäuerlichen Familien nicht einmal Eier, Milch, Butter, Käse u. s. w. genossen. Auf den

Bahnhofsbuffets in Rußisch-Polen, in vielen Hotels u. s. w. ist in der Fastenzeit die Auswahl der Speisen eine äußerst geringe. In manchen Hotels bekommt man nur Sonntags Fleisch und auch Montags, Dienstags und Donnerstags nur Eier- und Fischspeisen. Mittwoch, Freitag und Samstag sind strenge Fasttage. Eine sehr beliebte Fastensuppe, die in der Fastenzeit täglich genossen wird, ist der sogenannte Zar (sprich Schurz), der aus gekümmertem Roggenmehl besteht. Am Gründonnerstag, wo die Fastenzeit ziemlich vorüber ist, wird der Zar-Topf auf dem Lande „begraben“ und zwar in etwas verblomischer Weise. Der Bauer fordert beispielsweise mit ernster Miene sein jüngstes Dienstmädchen oder den jüngsten Knecht auf, den Zar-Topf auf das Feld zu tragen, wo er begraben werden soll. Dabei ermahnt der Bauer den Knecht oder die Magd, recht ernst zu sein, wie zu einem wirklichen Begräbnisse und auf dem Gange nicht rückwärts zu blicken. Im anderen Falle könnte den Spötter eine schwere Strafe treffen. Der Bauer erzählt dabei auch, daß dieses symbolische Begräbnisse in vieler Hinsicht eine Vorbedeutung für gewisse Ereignisse im kommenden Jahre wäre. Die Magd oder der Knecht gehen nun voran, auf dem bloßen Kopfe den Topf tragend. Der Bauer folgt mit einem Spaten und murmelt ab und zu eine angebliche Beschwörungsformel. Der abergläubische „dienstbare Geist“ geht jetzt zitternd und bebend vorwärts. Plötzlich hebt der Bauer den Spaten und schlägt damit von hinten dem Träger den irdenen Topf entzwei. Im ersten Augenblick ist natürlich der Topfträger außerordentlich erschrocken und sieht auch zunächst nichts, da die dicke Masse langsam von der Stirn über Augen und Wangen hinunterläuft. Erst, sobald der Bauer über seinen „Witz“ unbändig zu lachen anfängt, merkt der Topfträger, daß er das Opfer eines Scherzes geworden ist. Da natürlich die Magd oder der Knecht, denen so etwas passiert ist, naturgemäß die Magd das größte Stillschweigen bewahren, um nicht verlacht zu werden, so finden sich immer wieder Personen, mit denen man sich diesen Scherz erlauben kann. Wie in anderen katholischen Ländern, so werden auch in den polnischen Gegenden die Kirchenglocken vom Gründonnerstag ab nicht mehr geläutet und ertönen erst wieder am Morgen des Ostermontags. Charfreitag früh bekommen besonders auf dem Lande die Kinder von ihren Eltern Rutenstreich, wobei den Kleinen gesagt wird: „Solche Rutenstreich hat unser Heiland unserswegen erduldet.“ Am Charfreitag und Ostermontag besucheten jung und alt aus allen Ständen das in den Kirchen aufgestellte „Grab Christi“. Diese Grab-Imitation befindet sich gewöhnlich in einer Nische, vor der ein Kreuz liegt.

**Der älteste Heiratskandidat der Welt** dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach ein in Oran lebender Araber, Namens Salem ben Salem sein. Dieser alte Adonis hat im Jahre 1797 als Sohn einer Skavin im Sudan das Licht der Welt erblickt und wurde in frühesten Jugend ebenfalls als Sklave verkauft. Sein erster Herr, ein verarmter Araber, veräußerte ihn einige Jahre später für einen Sacl voll Datteln. Nachdem Salem verschiedene Male seinen ferneren Eigentümern entflohen und zuletzt freigegeben worden war, führte er bis zu seinem 50. Jahre ein überaus abenteuerliches Leben. Des Uebervagabondierens endlich müde, ließ er sich in Oran nieder und nahm sich ein Weib, das ihm ein halbes Jahrhundert hindurch treu zur Seite stand. Vor kurzem starb seine Lebensgefährtin und ließ einen anfänglich trostlosen, mehr als hundertjährigen Witwer zurück. Die meisten Männer werden, wenn sie ein annähernd so hohes Alter erreicht haben, wohl der Ansicht sein, daß für sie Spiel und Tanz und somit auch das Freiein ein überwindener Standpunkt sei, der gute Salem ben Salem denkt darüber jedoch anders. Denn der noch sehr lebenslustige Nummelkreis ist jetzt damit beschäftigt, einem kaum 20-jährigen Mädchen eifrig den Hof zu machen. Da der Freier ziemlich reich ist, die Schöne dagegen sehr arm, so betrachtet man es keineswegs als ausgeschlossen, daß seine Werbung angenommen wird.

**Zahlenrätsel.**

4	1	3	8
8	1	8	8
1	2	3	4
5	3	6	5
6	3	3	6

Statt der Zahlen sind Buchstaben zu setzen, derart, daß die senkrechten Reihen bedeuten: 1. Gefäß. 2. Insel mit bekanntem Vaberoit. 3. Singstimm. 4. Nebenfluß der Donau. 5. Volksheld, verherrlicht durch ein bekanntes Drama. 6. Etwas Drückendes. 7. Schicksalsgöttin. 8. Was übrig bleibt. 9. Musikinstrument. Die durch fette Zahlen gekennzeichnete wagerechte Mittelreihe bezeichnet eine alljährlich wiederkehrende Feier.

**Auflösung des Bilderrätsels in Nr. 76:**

Korpsbefehle.  
Aufgelöst von: R. Doerr, Realgymnasial, hier; Koll, Freiburg.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Reuß in Karlsruhe.